KARRIEREN

Die deutsche Queen

Das Volk diskutiert darüber, ob seine Kanzlerin Angela Merkel eher Protestantin oder Physikerin oder Frau oder Ostdeutsche ist. Dabei lebt die einstige Quereinsteigerin seit Jahren wie in einem Schloss, aus dem sie auf ihr Land und die Welt schaut. *Von Alexander Osang*

An einem Freitagnachmittag, Ende April, hat Angela Merkel ein weiteres Stück Boden unter den Füßen verloren. Rüdiger Schuck und seine Jungs haben es verschwinden lassen.

Schuck ist Polier einer Templiner Straßenbaufirma. Er und seine drei Kollegen bekamen den Auftrag, zwischen zwei Wochenenden einen 120 Meter langen Streifen uraltes uckermärkisches Pflaster mit einer Asphaltschicht zu überziehen. Er gehört zu der schmalen Straße, die zwischen Feldern, Seen und Wäldern zum Dorf Hohenwalde führt, wo das Wochenendhaus der Bundeskanzlerin steht. Der Weg erklimmt hier einen kleinen Hügel, den letzten vor dem Dorf, dort, wo der Besucher aus der Stadt bereits anfängt, sich zu erholen, wie man so sagt, und war an den Rändern ziemlich ausgefahren.

„Die schönen ollen Katzenköppe sind natürlich weg jetze“, sagt Rüdiger Schuck, zündet sich eine Zigarette an und schaut auf das schwarzglänzende Asphaltband, das wie ein Flicken auf dem alten Feldweg klebt. Er kann sich nicht vorstellen, dass es der Bundeskanzlerin so gefällt, aber Auftrag ist Auftrag. Freitagmittag müssen sie fertig sein. Ab da öffnet sich das Zeitfenster für das Eintreffen der Kanzlerin, hat ihm einer der Polizisten ausgerichtet, die in dem weißen Würfel Wache halten, der gegenüber dem Kanzlerinnenwochenendhaus steht.

Das Zeitfenster für das Eintreffen der Kanzlerin in Hohenwalde klappte dann später zu als gedacht, weil am Freitagnachmittag in der Nähe ihres Mietshauses in Berlin-Mitte eine russische Fliegerbombe gefunden wurde. Das ganze Viertel war abgesperrt, sie durfte nur kurz in ihre Wohnung, um ein paar Sachen zu holen. Es war schon dunkel, als sie in den Feldweg bog, vielleicht hat sie gemerkt, dass der letzte Anstieg vor Hohenwalde nicht so holprig war wie sonst, vielleicht nicht. Ein Regierungs-Audi ist gut gefedert, und eine Bundeskanzlerin hat am Ende einer Arbeitswoche noch ziemlich viel im Kopf, die Bombe, die Weltwirtschaftskrise, die Situation von Jürgen Klinsmann, und so hat sie wohl erst von ihrem Mann erfahren, dass die Straße geflickt wurde. Professor Sauer war schon am Nachmittag mit dem alten roten Golf vorgefahren. In dem spürt man jeden Huckel.

Ein Mitarbeiter aus dem Kanzleramt sagt, dass die größte Veränderung für Angela Merkel seit 2005 das Gewicht ihres Wortes ist. Wenn sie sich über das Wetter äußert, vermuten manche Untergebenen eine Anspielung zum Klimawandel und bereiten schnell irgendeine Vorlage vor. Womöglich hat sie mal „huch“ gesagt, als sie über den kleinen Hügel holperte, und so Rüdiger Schuck und seine Brigade in Bewegung gesetzt, ohne es zu wissen. Ein Augenaufschlag kann eine Lawine auslösen, wenn man Bundeskanzlerin ist. Als sie am Freitagabend schließlich in Hohenwalde einrollte, war die russische Fliegerbombe zwar noch nicht entschärft, aber ein Sprecher der Bundesregierung erklärte, dass sie kein Problem für die Kanzlerin darstelle.

„Die Bundeskanzlerin musste ihre Planungen für den Abend nicht ändern“, sagte der Sprecher. Es klingt, als sei das kleine Neubauernhaus in Hohenwalde Teil der Staatsaffären geworden, und womöglich ist das so.

Wie der alte Golf und der Professor Sauer bietet die Uckermark Angela Merkel eine Möglichkeit, ihr jetziges Leben mit ihrem früheren abzugleichen, durchzuatmen, anzuhalten. Sie ist in den vergangenen 20 Jahren wie eine Rakete durch die deutsche Gesellschaft geschossen. Alles ist anders, nur das Haus in Hohenwalde hatte sie schon damals und den Blick über die abfallenden Wiesen zum See. Wie in einem Kloster sucht sie hier ihre Maßstäbe.

Es ist das letzte Stück Welt, das ihr vertraut vorkommt, von dem sie sicher weiß, dass es so ist, wie sie es sieht. Es ist für sie nicht mehr möglich, als Angela Merkel zu wirken. Es wirkt immer die Bundeskanzlerin. Und sie kann die Welt nicht mehr als Angela Merkel wahrnehmen. Ihr wird eine



ANDREAS MÜHE

Merkel beim Fototermin
„Dann machen Se mal“





ANDREAS MÜHE

Merkels Büro im Kanzleramt
Ganz oben im Raumschiff

Bundeskanzlerinnenwelt präsentiert und erzählt. Wie sieht diese Welt aus? Und was hat sie aus Angela Merkel gemacht?

Einige Dinge haben sich auch in Hohenwalde verändert, seit sie Kanzlerin ist. Es gibt jetzt eine Polizeiwache im Dorf, mit großen Antennen und überdachtem Stellplatz für einen blau-weißen Polizei-Mercedes. Wenn Angela Merkel spazieren geht, steht am Waldrand ein Geländewagen, in dem ein Mann sitzt. Schaut sie hin, hebt der Mann eine Zeitung. Sie ist mal rübergegangen und hat ihn gefragt: Glauben Sie, ich denke, Sie lesen hier Zeitung? Aber beim nächsten Mal stand der Geländewagen wieder da. Sie hat durchgesetzt, dass der Wachschutz auf ihren Spaziergängen mindestens 200 Meter Abstand zu ihr hat und nicht mehr nur 50 Meter wie vorgeschrieben, weil sie keine Lust hatte, mit ihrem Mann zu flüstern. 200 Meter, intimer kann sie nicht sein.

Eine Mitarbeiterin aus dem Kanzleramt sagt, das Privatleben verschwinde, wenn man Kanzler ist, und auch die Freizeit löse sich auf. Es gibt die Newscenter-SMS aus dem Kanzleramt, 40 bis 50 politische Nachrichten am Tag, die auf dem Handy der Kanzlerin eintreffen, und es gibt Ausflügler, die in das Sackdorf kommen und raten, in welchem Haus sie wohnt. Ihr Haus ist eigentlich zu klein für eine Kanzlerin, aber was heißt das schon.

Merkel ist fremder im Ort als die neu zugezogenen Berliner und wird mit jedem Tag fremder. Die Nachbarin, die früher den Dorfkonsum führte, sieht die Bundeskanzlerin manchmal an ihrem Gartentor vorbeijoggen, sagt sie. Dann nickt sie schwach und denkt: Früher haben wir hier alle mehr zusammengehalten. Ein Wirt aus dem Nachbarort erzählt, dass er Angela Merkel im vorigen Sommer beim Baden traf. Er kam gerade, als sie dem See entstieg. Er grüßte sie freundlich, aber sie wirkte geschockt, sagt der Wirt. Sie starrte ihn an, wahrscheinlich weil sie keine Kanzlerinnengeste für die Badeanzugsituation hatte, winkte ihm schließlich leicht mit einer Hand zu wie einem Staatsgast. Einen Moment später stieg der Sicherheitsbeamte aus dem Wasser. Angela Merkel verschwand in ihrem alten Golf und fuhr davon. Der Bodyguard radelte hinterher.

Das klingt doch eigentlich gar nicht so abgehoben.

Na ja, sagt der Wirt, früher ist sie immer nackig baden gegangen.

Die Begegnung am See beschreibt wahrscheinlich den größtmöglichen Unterschied zu ihrem Alltag im Bundeskanzleramt, durch das sie rollt wie eine Königin mit Rädern unten dran. Niemand steht ihr hier überraschend im Weg.

Die Uckermark wurde von der letzten Eiszeit geformt, das Regierungsviertel vom späten Helmut Kohl. Man kann hier schnell verlorengehen, denn Maßstäbe gibt es keine. Die Häuser wirken wie riesige Bauklötze, die von einem dicken, gelangweilten Kind in großen Abständen fallen gelassen worden sind. Gegen das Bundeskanzleramt wirkt das Weiße Haus wie ein Wochenendbungalow.

Flopp machen die Türen wie Schleusentore, man erwartet, dass man jeden Moment desinfiziert wird, abgesprüht wie in einer großen Autowaschanlage, der Ton der eigenen Schritte verändert sich. Man fühlt sich riesig und einsam zugleich, so wie Will Smith als letzter Überlebender in „I am Legend“. Hinter den Fenstern sieht man vor anderen größenwahnsinnigen Gebäuden Menschen herumlaufen, die an die Gestalten erinnern, die Stadtplaner auf ihre Entwürfe malen, um Leben vorzutäuschen. Wenn man fast eine halbe Stunde in dem Haus sitzt, kann man sich nicht mehr vorstellen, dass es eine Verbindungsmöglichkeit zwischen hier drinnen und dort draußen gibt. Eine Mitarbeiterin sagt, dass man vom Zimmer der Kanzlerin eine halbe Stunde braucht, um das nächste öffentliche Café zu erreichen. Das ist auf dem Hauptbahnhof. Es ist ein Ghetto, sagt die Mitarbeiterin, eine Käseglocke.

Gerhard Schröder hat fast jede Nacht hier drin geschlafen, ganz oben unterm Dach. Das erklärt auch einiges. Wenn man sich vorstellt, wie er im Dunkeln mit gestreiftem Schlafanzug die Raumschifffahrstühle hoch- und runtergefahren ist und auf die Welt dort draußen guckte, versteht man seinen letzten großen Auftritt in der Fernsehelefantenrunde besser. Der Fernsehturm, der Hauptbahnhof, der Reichstag, die Spree wirken von hier aus, als wären sie um den Bundeskanzler herumgebaut worden, so wie der kleine Park da hinten, in dem der Kanzler mit seinen Gästen spazieren gehen kann, mittendrin der Helikopterlandeplatz. Sein Reich. Wer hier zu viel Zeit verbringt, muss am Ende rausgetragen werden wie ein verrückt gewordener König.

Angela Merkel hat sofort das Kanzlerbett abbauen lassen. Sie will zu Hause schlafen. Aber das Glas bleibt, es ist dick, und es verschwindet nicht, wenn sie das Raumschiff verlässt.

Manchmal lädt sie sich Leute ein und lässt sich von ihnen erzählen, was im Land da draußen passiert. Künstler oder Wissenschaftler oder Sportler oder Wirtschaftsbosse, sie kann ja kriegen, wen sie will. Über ihrem Büro, ganz oben, gibt es ein Gästezimmer, da sitzt sie dann mit Jo-



sef Ackermann von der Deutschen Bank, Dieter Zetsche von Daimler und Jürgen Hambrecht von BASF und redet über die Wirtschaft. Sie kann gut zuhören, sagt Zetsche, bei ihrem Vorgänger Gerhard Schröder redete in solchen Runden zu 80 Prozent der Kanzler. Bei ihr ist es umgekehrt. Es ist natürlich nicht immer leicht, die Wahrheit zu erfahren, weil die Leute sich ihr mit großer Verehrung oder großer Furcht nähern und oft auch mit eigenen Interessen. Ackermann, so heißt es, beschwere sich des Öfteren darüber, dass sie nicht mache, was er ihr rate. Bei Hambrecht sei es eher so, dass er ihr zu sehr nach dem Munde rede.

Sie hat hier oben mit Jürgen Klinsmann, Franz Beckenbauer und Oliver Bierhoff gestanden und über die bevorstehende Weltmeisterschaft geredet. Seitdem versteht sie ein wenig vom Fußball, nicht viel, aber manchmal ist auch Fußball nicht so anders als Politik. Sie bewunderte Klinsmann dafür, wie er von außen, als jemand, der nicht zur Familie gehörte, den starren Fußballverband aufbrach. Vielleicht sah sie da Parallelen zu ihrem eigenen Leben. Sie hatte gehofft, dass er die Bundesliga revolutionieren würde, aber jetzt hat ihn die Familie abgestoßen. Den engsten Kontakt hat sie zu Oliver Bierhoff. Sie ist mit ihm nach Südafrika gereist und schickt ihm gelegentlich eine SMS. Wenn ein Fußballspiel ansteht oder es mal wieder Ärger gibt mit Michael Ballack.

Neulich wollte sie mal ein paar Leute aus dem Filmgeschäft kennenlernen, sagt sie. Sie hat sich eine Liste zusammenstellen lassen, auf der auch ein paar persönliche Wünsche berücksichtigt waren. Es kamen dann Heiner Lauterbach, Veronica Ferres, Volker Schlöndorff, Uschi Glas, Thomas Brussig und noch ein paar andere. Es sollte eigentlich darum gehen, was die Rolle der Kultur in den Zeiten der Weltwirtschaftskrise sein kann. Am Ende ging es dann aber vor allem um die Steuererklärungen von Schauspielern, sagt jemand, der dabei war.

Die meisten ihrer Gäste berichten, wie unprätentiös und aufmerksam Angela Merkel auftritt. Es gibt immer reichlich Rotwein, und mit der Zeit beginnen sich alle recht wohl zu fühlen wie auf einem ganz normalen Abendessen. Es ist nur seltsam, wenn sie aus dem Raum gerufen wird und man redet gerade, sagt jemand. Es fühlt sich an, als verlören die eigenen Worte damit jegliche Bedeutung. In diesen Momenten begreifen alle, dass man zur Unterhaltung und Information der Kanzlerin eingeladen wurde.

Gerhard Schröder wollte nicht allein sein, sagt ein Schriftsteller, der mit mehreren Politikern aß, er wollte Gesellschaft, Wein und ein paar gute Geschichten. Lafontaine sah eingeladene Künstler als Multiplikatoren, die seine Ideen unters Volk bringen sollten, Angela Merkel aber sei wirklich interessiert, was sie denken und fühlen. Natürlich weiß sie auch, dass es den Leuten schmeichelt, wenn sie eingeladen werden. Sie ist nun mal Kanzlerin, das ist das, was sie anzubieten hat. Aber sie will keine Erinnerungsfotos. Sie will nicht, dass die Gespräche „verzweckt“ werden, wie sie das nennt. Sie will es so privat halten wie möglich.

Das funktioniert nicht immer. In der aktuellen Ausgabe des Magazins „Cicero“ plapperte der Regisseur Volker Schlöndorff seitenlang stolz über seine Begegnung mit Angela Merkel im Kanzleramt. Dazu gibt es Fotos von Volker Schlöndorff im Kanzleramtsheizungskeller und eine Großaufnahme von Angela Merkels Kaffeetasse. Das ist das Bild des Mannes, der mal einen Oscar für Deutschland gewonnen hat, die Frage ist, welches Bild Angela Merkel hat. Wie stellt sie sich nach fast vier Jahren Kanzlerschaft ihr Land vor? Was sieht sie? Ein riesiges Ölbild, gemalt von Josef Ackermann, Friede Springer, Uwe Tellkamp, Franz Beckenbauer und Uschi Glas?

Sie hat lange davon profitiert, dass sie eine Seiteneinsteigerin war. Sie hat sich nicht wie die anderen von klein auf durch die politischen Instanzen robben müssen, sie hatte Inseln, von denen die anderen nichts wussten, Plätze, auf die sie sich zurückziehen konnte. Sie war Naturwissenschaftlerin, sie konnte Russisch, sie ist Pfarrerstochter und war FDJlerin, sie hat sich erst als Erwachsene für eine Partei entschieden wie für eine Eissorte. Sie hat die CDU genommen, vielleicht weil sie zu der am weitesten laufen und am höchsten springen musste. Die Partei der rheinischen Katholiken, eine Welt, in der Männer mit dickem Bauch, Aknenarben und schweigender Ehefrau herumstolzierten, war die Fremde, das Gegenteil von dem, was sie war, eine geschiedene, protestantische, ostdeutsche, kinderlose Naturwissenschaftlerin. Das wollte sie doch mal sehen, ob sie die knacken konnte. Aus ähnlichen Gründen hat sie einst Physik studiert, es schien ihr die größtmögliche Herausforderung zu sein.

Eine Frau mit dieser bunten, verrückten Biografie, die im Westen geboren wurde, im Osten aufwuchs und nun das wiedervereinigte Land führt, sei doch ein wunderbares Experiment für Deutschland, sagt eine ihrer Mitarbeiterinnen. Verglichen mit dem bundesdeutschen Politikbetrieb war Angela Merkel wirklich lange Zeit geheimnisvoll, anders und authentisch. Sie hatte ein richtiges Leben vor der Politik. Aber dieses Leben ist seit 20 Jahren vorbei. Womöglich ist es aufgebraucht, und ein neues, authentisches Leben anzufangen ist schwer, in ihrer Position.

Den politischen Aschermittwoch 2009 feierte Angela Merkel in Demmin, um ein bisschen vom rheinischen Temperament ihrer Partei ins wortkarge Mecklenburg-Vorpommern zu tragen, auch das eine Riesenherausforderung. Aus dem Autofenster sieht sie schwarze Wolken, die direkt überm vorpommerschen Ackerboden hängen.

Vor der Festhalle wischen die langen Autoschlangen der Karnevalisten vorbei, und ein paar verlorene Gestalten, die gegen eine Schweinemastanlage protestieren. „Liebe Frau Merkel, warum so viel Ferkel!“ Dann werden auch schon die Wagenschläge aufgerissen, das festgefrorene Begrüßungslächeln der lokalen Christdemokraten leuchtet auf, die Jackettschöße knattern im eiskalten Winterwind, ein Foto mit den Gastwirten, die das Hotel betreiben, zu dem die Festhalle gehört, gern, vielen Dank, sehr schön, zwischen den Anzugträgern wartet ein älterer Mann mit gefärbten,

Verglichen mit dem bundesdeutschen Politikbetrieb war Angela Merkel wirklich lange Zeit geheimnisvoll, anders und authentisch.

zerzausten Haaren und einer Old-Shatterhand-Wildlederjacke, der sie anlächelt, als würden sie sich seit Jahren kennen.

Wer ist das?

Das ist HA Schult. Ein Kölner Maler, der ein Porträt von ihr angefertigt hat. Sie lächelt ihn unsicher an und verschwindet schnell in einem kleinen Hinterzimmer. HA Schult erzählt draußen, dass er bislang alle Kanzler gemalt hat und zu den wenigen bildenden Künstlern zählt, die mit der Kanzlerin befreundet sind. Einen Moment lang kann man sich das vorstellen, auch weil einem kein Maler im Land einfällt, der als Freund der Bundeskanzlerin gilt. Alles, was einem einfällt, ist Schröder neben Immendorff. Ehrlich gesagt weiß man gar nicht so richtig, wer überhaupt mit Angela Merkel befreundet ist. Zu ihren Klassentreffen geht sie nicht mehr, weil es so lange dauert, um mit ihren ehemaligen Mitschülern auf eine gemeinsame Ebene zu kommen, sagt sie. Sie hat ein sehr gutes Verhältnis zu ihrer Schwester. Und es gibt den Mann, Professor Sauer, von dem es heißt, er halte sie am Boden. Sie hat ihre beiden Mitarbeiterinnen im Bundeskanzleramt, Eva Christiansen und Beate Baumann, denen vertraut sie. Sie hat Familie und Kollegen, aber Freunde?



ANDREAS MÜHE

Merkels Grundstück in der Uckermark: *„Die schönen ollen Katzenköppe“*

Alice Schwarzer, mit der sie sich ein paarmal zu privaten Essen traf, braucht eine ganze Weile, um ihr Verhältnis auf den Freundschaftsgehalt abzuklopfen. „Freundinnen?“, sagt sie und holt Luft. „Nein, das behauptet die Presse. Obwohl ich nichts dagegen hätte. Ein freundschaftliches Verhältnis, das kann man sagen.“

Jürgen Kluge, Ex-McKinsey-Deutschlandchef, hat Angela Merkel und ihren Mann mal in ihrem Wochenendhaus in Hohenwalde besucht. Er war mit seiner Frau da. Angela Merkel hat Forellen gekocht. Sie sind spazieren gegangen und haben zwei Stunden lang keinen einzigen Menschen getroffen. Er hat dort draußen zum ersten Mal Kraniche schreien hören.

Sie haben sich bei einer Jugend-forscht-Veranstaltung in der Frankfurter Paulskirche kennengelernt. Sie verstanden sich blendend, was sicher auch daran lag, dass beide Physiker sind. Kluge mochte ihre offene Art, sie seine. Er war schon als Kind in Salzburg und Bayreuth und verstand sich auch gut mit Sauer, der ein großer Opernfan ist. Es hätte der Beginn einer wunderbaren Freundschaft werden können.

Als Kluge als McKinsey-Chef-Deutschland abgelöst wurde, sprach Angela Merkel auf seiner Verabschiedung. Es war die berührendste, persönlichste Rede an jenem Abend, sagt Kluge. Sie hatten jetzt kaum noch Kontakte, weil sie nicht mehr auf einer Funktionsebene waren, sie war aufgestiegen, er ab. Vor ein paar Monaten war Kluge auf einer Tagung in Berlin und lief abends durchs Stadtzentrum zu seinem Hotel. Als er am Kupfergraben vorbeikam, traf gerade Angela Merkels Wagenkolonne ein. Sie hielten vor ihrem Mietshaus, und Kluge sah sie im Fond telefonieren. Er wollte kurz guten Abend sagen, aber dann sah er, wie das Wachpersonal sich spannte. Sie telefonierte, es war spät. Er wollte ihr nicht zur Last fallen und lief einfach weiter.

Es geht mit Marschmusik in den Festsaal von Demmin, die Karnevalisten klatschen, Werner Kuhn, Landtagsabgeordneter der CDU aus Zingst, steht in der Bütt:

Was sind Obama, Sarkozy und Putin
gegen Aschermittwoch in Demmin.
Tätä.
Guido wollt den Sieg in Bayern
ganz zünftig gleich im Dirndl feiern.

Merkel lächelt steif. Guido im Dirndl. Ist das ihr Humor? Sind das noch ihre Leute? Sie kontrolliert ihr Handy unentwegt wie ein gelangweilter Teenager. Büttenredner Kuhn stellt die Kandidaten für die diesjährigen Wahlen vor. Wer genannt wird, soll kurz aufstehen. Aber du, liebe Angela, bleib bitte sitzen. Die Kanzlerin schaut sich nach den Fernsehkameras um und dann auf die Uhr, überall im Land sprechen jetzt Politiker auf politischen Aschermittwochen, sie sind spät dran, das Zeitfenster des Parlamentssenders Phoenix schließt sich gerade, und Werner Kuhn ist immer noch nicht fertig.

„Amerika weiß ganz genau, dass Schwarze wählen keine Sünde ist“, ruft er.

Tusch.

Dann endlich ist Angela Merkel dran. Drei Teile hat ihre Rede, sagt sie. Drei Teile wie das Jahr. Krisenjahr. Jubiläumsjahr. Wahljahr. Es ist die Rede, die sie in diesen Wochen immer wieder hält, bei Grundsteinlegungen, Messeeröffnungen, Betriebsversammlungen, die Amerikaner

Wenn man Angela Merkel dort oben im Himmel besucht, kann man sich kaum noch vorstellen, dass es sie wirklich gibt.

nennen das „stump“. Ein Wahlkampfstumpen, der mit ein paar lokalen Besonderheiten wie Hallo Ilmenau, Willkommen auf der Cebit, liebe Heimatvertriebene gespickt wird. Es geht immer um die Krise, aus der wir gestärkt hervorgehen werden, ja müssen, es geht ums Brückenbauen, um harte Arbeit, um die Neuaufteilung der Welt, um die Wahl und dann um zwei Jubiläen, 60 Jahre Bundesrepublik und 20 Jahre Mauerfall, alles ein großes Glück. Die Demminer Besonderheit geht so: „Ich will gleiche Chancen in Stadt und Land, das ist unser Konzept.“

Die Bauern klatschen. Lenin hat ja nichts anderes gewollt. Manche Sachen ändern sich nie.

Als sie fertig ist, spielt die Band „Hoch soll sie leben!“, und von hinten nähert sich Werner Kuhn mit dem zerzausten Kölner Maler. HA Schult überreicht sein Kanzlerinnenporträt. Sie nimmt das Bild entgegen wie den Schrumpfkopf eines afrikanischen Stammesfürsten. Man spürt jetzt, dass HA Schult kein Freund ist. Sie will das alles nicht. Sie möchte kein Buch schreiben, obwohl ihre Berater sie immer wieder dazu auffordern, sie hält das alles für überflüssig. Ihr graut vor der Ahnengalerie im Kanzleramt. Das Fernsehfenster ist zu, Demmin schafft es nicht in die Nachrichten, Angela Merkel schnauzt, immer noch lächelnd, Werner Kuhn zusammen.

„Sie war ziemlich sauer“, sagt Kuhn später. „Vielleicht liegt’s an der Krise.“

Das kann schon sein, aber vielleicht haben sie sich einfach auseinanderentwickelt. Vor 20 Jahren waren sie zwei Christen in der unchristlichen DDR. Kuhn war Schiffbauingenieur in Barth, Merkel Physikerin in Berlin. 20 Jahre sind eine lange Zeit. Kuhn hat sie in Mecklenburg-Vorpommern verbracht, Angela Merkel in der Bundespolitik. Sie war Ministerin, Partei- und Fraktionsvorsitzende und ist jetzt Kanzlerin. Sie ist keine Seiteneinsteigerin mehr, sie ist Politikerin. Sie hat viele Männer hinter sich gelassen, erst die ostdeutschen, die zu zart oder zu ungehobelt für die Politik waren, dann die westdeutschen, die zu selbstzufrieden und unbeweglich waren, um sie zu bezwingen, und jetzt ist sie da. Ihr Schreibtisch steht ganz oben im Raumschiff. Hinter ihr an der Wand hängt nur noch Konrad Adenauer, der allererste der steifen katholischen Männer, die ihr einst so fremd waren wie ein Vorfahr, der Opa vielleicht. Sie hat ihn nicht kennengelernt, aber inzwischen ist er ihr näher als Werner Kuhn.

Wenn man Angela Merkel dort oben im Himmel besucht, kann man sich kaum noch vorstellen, dass es sie wirklich gibt. Man möchte sie kneifen, um herauszubekommen, dass sie echt ist, wenn sie in der Tür zu ihrem Arbeitszimmer auftaucht. Das liegt nicht nur am unwirklichen Bundeskanzleramtsklotz, sondern auch daran, dass sie immer mehr zu Material wird für Bücher, Leitartikel und Stammtischgespräche.

Draußen tobt immer irgendetwas, im Moment ist es eine weltweite Wirtschaftskrise, und das Land fragt sich wieder, ob sie das packt. Als Frau, als Ostlerin, als Pfarrerstochter.

Es gibt Kritiker, die sagen, sie handle zu langsam, zu spät, zu unentschlossen. Es gibt Bewunderer, die sagen, sie sei so besonnen, ruhig und beharrlich, wie man es in so einer Krise sein muss. Im März schienen sich die Kritiker durchzusetzen, sie schichten Argumente der Führungsschwäche um sie auf, die Konjunkturpakete waren zu groß beziehungsweise zu klein, sie sei nicht in der Lage, die große Rede zu halten, die das Volk erwarte. Im Moment sieht es wieder besser aus. Es heißt, sie habe sich konsolidiert. Warum, ist nicht ganz klar, vor allem weil die Bewunderer von heute oft die Kritiker von gestern sind.

Überrascht sie das?

„Ach, ich glaube, politische Entwicklungen gehen einfach so“, sagt sie. „Es ist eine Wellenbewegung, die kann man als Person zwar beeinflussen, und die Umstände sind mal besser und mal schlechter, aber im Grunde wünschen sich weder die Öffentlichkeit noch die Medien Gleichmaß, also geht es hoch und runter. Natürlich freue ich mich, dass es im Moment eher nach oben geht.“

Sie lächelt entspannt. Vor ein paar Tagen war sie Gast von Anne Will, vor ein paar Stunden hatte sie eine Videokonferenz mit Barack Obama. Beides lief offensichtlich gut für sie. Bei Anne Will kümmerte sie sich um ihr innenpolitisches Ansehen, bei Obama ging’s eher um Weltpolitik. Für sie hängt das alles zusammen. Sie lebt in einer Welt, die in einem Moment riesengroß ist und im nächsten winzig klein, einer Welt, in der man ihr nicht mehr folgen kann. Sie erlebt die unglaublichsten Sachen, aber sie kann es eigentlich mit niemandem teilen.

Das ist der Preis der Kanzlerschaft. Der Preis, den sie bezahlen muss. Und der Preis, den sie gewonnen hat.

Mitte März hat sie innerhalb von drei Tagen Nicolas Sarkozy, Gordon Brown und ihr Haus in der Uckermark gesehen. Es war wie ein Wirbelwind. An einem Tag stand sie mit Sarkozy und seiner wunderbar bunten französischen Delegation vor der blauen Wand im Kanzleramt. Sie hatte einen Knopf im Ohr, spitzte die Lippen und sah mit einem Seitenblick auf den französischen Präsidenten, der gestikulierte wie der Gendarm von St.-Tropez. Am nächsten Tag wanderte sie mit Gordon Brown durch die grünen Hügel, in denen der Landsitz des britischen Premiers liegt. Dann hatten sie ein kräftiges englisches Frühstück, fuhren nach London, redeten in der Downing Street Number 10 über die bevorstehenden Gipfel und gaben in einem Raum, der nach Mottenkugeln roch, eine Pressekon-



ferenz. Sie hatte einen Stöpsel im Ohr, spitzte die Lippen und sah mit einem Seitenblick auf den britischen Premier, der verglichen mit dem zappeligen Sarkozy wirkte wie ein Findling aus der Uckermark.

Von ihrem Stehpult bei der Pressekonferenz in London sah sie auf ein verstaubtes Gemälde von George II., Prince of Wales aus dem Jahr 1716, vom Stehpult in Berlin aus sah sie auf die seltsame Ahnengalerie der deutschen Kanzler. Helmut Kohl sieht aus wie ein verwirrter Alter, in einem bekleckerten Jackett, Gerhard Schröder glänzt golden wie König Midas. Dort wird sie auch irgendwann hängen, aber darüber möchte sie nicht nachdenken. Aus dem Autofenster sah sie dann, wie die Bäume in den Londoner Parks bereits blühten. Die Sonne schien. In Berlin blühten die Bäume noch nicht. Es war ein Sonnabendnachmittag, sie fuhr gleich weiter nach Hohenwalde. So konnte sie an einem Tag Hügel der Uckermark mit denen von Chequers vergleichen. Um 17 Uhr schloss sie ihr Wochenendhaus auf.

Es heißt, sie kann Jacques Chirac gut nachmachen. Sie kann auch vorführen, wie Putin ist, wenn er wütend wird. Er schreibt dann Dinge auf einen Zettel, hektisch, und hält sie hoch. Da!, Da!, Da!, schreit Putin und zeigt immer wieder auf den Zettel. Angela Merkel lächelt und sagt leise, ich hab Sie schon beim ersten Mal verstanden. Sie hat keine Angst vor Putin, aber Respekt, weil er die gesamte Klaviatur des Machtspiels beherrscht, und sie hat auch George Bush nie unterschätzt. Sie hält ihn für hochintelligent und eisenhart in der Sache. Sie mochte sehr, wie er sich für ihre persönliche Geschichte interessierte. Da war echtes Interesse, glaubt sie. Am meisten mochte sie wohl Tony Blair, da ist etwas entstanden, das man beinahe Freundschaft nennen kann, sagt jemand aus dem Kanzleramt.

Wie war die Videokonferenz mit Barack Obama?

„Es war gut und interessant“, sagt sie, „dass man sich sehen kann, macht es persönlicher als am Telefon. Insgesamt eine praktische Sache.“

Hatte er ein Jackett an?

Sie schaut entgeistert.

Die Aufregung darüber, dass Barack Obama den Jackettzwang im Weißen Haus abschaffte, findet Angela Merkel sicher so seltsam wie die Seufzer, die Michelle Obamas armfreie Kleider auslösten. Aber seit ihr tiefdekolletiertes Kleid beim Opernbesuch in Oslo in die Schlagzeilen kam, weiß sie, dass es wichtig sein kann.

In den Jahren, bevor sie gewählt wurde, als bei den Frauen der Frust über Gerhard Schröder wuchs, vor allem bei den konservativen, bekam Angela Merkel viele Hinweise, wie sie sich äußerlich verändern müsse. In Berlin fand sich ein sogenannter Girls Club zusammen, der weitgehend für das aktuelle Erscheinungsbild der Kanzlerin verantwortlich sein soll. Zum erweiterten Kreis gehörten Friede Springer, Sabine Christiansen und Inga Griese, eine Stilkolumnistin der „Welt“. Inga Griese mag Angela Merkel, sie findet cool, dass sie Russisch kann, Englisch und dass man sich für sie nicht schämen muss. Sie findet es angenehm, dass sie nicht von einer Bugwelle angekündigt wird wie Gerhard Schröder, sondern dass da nur Angela Merkel hereinkommt. Sie verkörpert Deutschland, die Ruhe, die Unaufgeregtheit, sagt sie, wir sind nicht Hollywood.

Inga Griese bestreitet, dass sie und ihre Freundinnen sich einen Stil für Angela Merkel ausgedacht haben. Sie habe sich Tipps geben lassen, auch vom Berliner Starfriseur Udo Walz, und eine Marke kreiert, die man verlässlich, aber nicht tantig nennen könnte, sagt Inga Griese.

Inzwischen ist auch dieser Kontakt in die Außenwelt vorbei. Angela Merkel hat jetzt eine Stylistin im Raumschiff, die sie jeden Morgen zu der Frau macht, die wir sehen.

Obamas Jackett?

Sie schaut zu Ulrich Wilhelm, ihrem Regierungssprecher, der ihr gegenübersitzt. Wilhelm nickt.

„Also gut, er hatte ein Jackett an. Was spielt das für eine Rolle? Soll ich wieder sagen, wie ich Obama finde?“

Gern.

„Ich find ihn sehr sympathisch, intelligent, offen, zuhörend, abwägend, auf Fragen gut eingehend.“

War sie eher für Hillary oder eher für ihn?

„Ich war Beobachterin, keine Beteiligte, weil’s ja nicht mein Land ist. Also mich interessierte sein Vorgehen, seine Zielstrebigkeit, wie er zu einem ernsthaften Rivalen wurde und dann zum Gewinner. Natürlich hab ich zum Anfang als Frau eher auf Hillary Clinton geguckt. Sie hat toll gekämpft, und es war ja auch ein enges Rennen. Aber Sie sind ja wohl nicht hergekommen, um mit mir über Obama zu reden.“



ANDREAS MÜHE

Gastgeberin Merkel*: *„Manchmal wache ich nachts auf und denke mir Sachen durch“*

„Wir müssen immer aufpassen, dass wir jetzt nicht Sachen machen, über die man in fünf Jahren den Kopf schüttelt.“

* Beim Empfang des lettischen Ministerpräsidenten Valdis Dombrovskis am 29. April in Berlin.

Sie lacht ihr spöttisches Mädchenlachen, das sie für die Jungs übrig hat.

Als sie vor ein paar Wochen das Opel-Werk in Rüsselsheim besuchte, präsentierte ihr der Vorstand auf einer riesigen Bühne zwischen Kinderchor und Oldtimern auch ein Elektroauto, mit dem sie in die Zukunft starten wollen. „Na, dann strengen Se sich ma an!“, rief Merkel und lachte ihr spöttisches Mädchenlachen. Der Vorstandsvorsitzende lachte, das Meer der Anzugträger, in dem sie stand, lachte, und schließlich lachte der gesamte Saal. Männer mit Arbeitergesichtern und gelben T-Shirts, auf denen stand „WIR SIND OPEL“, lachten, weil man mitlachen muss, wenn sie lacht. Diesmal lacht nur Ulrich Wilhelm mit, der Regierungssprecher. Ein freundlicher, blonder Mann, in dessen Gesicht sich die Stimmung der Kanzlerin wiederfindet wie in einem Spiegel. Wenn sie lacht, lacht er. Schaut sie ernst, schaut auch er ernst. Versteht sie eine Frage nicht, schaut er ahnungslos.

Es heißt, sie rede nicht gern über Obama, weil er all das verkörpere, was sie nicht hat. Die Präsenz, den Zauber, die Leichtigkeit, den Pop, die Vision. Er hält die Reden, die sie nicht hält. Sie sagt, dass auch Obama keine Illusionen schüre. Dass er dasselbe Ziel vorgebe wie sie: Man müsse stärker aus der Krise kommen, als man hineingegangen sei. Aber all das wirkt lustlos, gebremst. Sie hat ein tiefes Misstrauen gegenüber Massenbewegungen, sagt ein Mitarbeiter. Sie wolle erst einmal sehen, wie Obama funktioniere, wenn er wirklich etwas durchsetzen muss.

Er ist ihr sicher ein wenig unheimlich, aber als er im Januar vereidigt wurde, wollte sie das unbedingt sehen. Auf dem Landeplatz im Kanzlergarten drehten sich die Rotoren des Hubschraubers, der sie sofort zu einer Gewerkschaftstagung fliegen sollte. Soll warten, sagte sie. Sie saß im Zimmer ihrer Bürochefin und sah sich im Fernsehen an, wie der erste schwarze Mann als Präsident Amerikas vereidigt wurde. Sie wollte nicht seine Rede hören, sie wollte nur dabei sein. Denn dies war ein historischer Moment.

Denkt sie daran, was die Geschichte einmal über sie sagen wird?

„Nein“, sagt sie schnell. „Dafür nimmt mich das tägliche Geschehen viel zu sehr in Beschlag. Ich sitz ja nicht dauernd neben mir und denke: Was könnte bleiben. Wir hatten drei Jahre, in denen wir gezeigt haben, dass Reformen sich lohnen. Wir haben mit 5 Millionen Arbeitslosen angefangen und waren nach drei Jahren bei 2,9. Und jetzt wird unsere Arbeit natürlich sehr durch diese Krise bestimmt. Wir müssen immer aufpassen, dass wir jetzt unter dem Druck der Wünsche nicht Sachen machen, über die man in fünf Jahren den Kopf schüttelt.

Und die große Rede?

„Ich verstehe den Wunsch der Menschen nach Erklärung in dieser Situation, aber am Ende ist eine Rede eine Rede, und entscheidend bleiben die Taten. Die Menschen wollen Gewissheit gegen die Verunsicherung, aber vollständige Gewissheit kann niemand auf der Welt geben, zu keiner Zeit. Ich will keine Illusionen wecken, die in vier Wochen wieder zerplatzen. Ich habe aber die Zuversicht, dass wir den Weg aus der Krise schaffen, und die kann ich, weil ich sie selbst habe, auch ausstrahlen. Das zählt.“

Eine königliche Haltung. Auch das britische Volk erwartete eine Rede von der Queen, nachdem Lady Di verunglückt war. Auch sie wollte nicht zum Volk sprechen, weil sie nicht wusste, warum.

Angela Merkel macht nur das, was sie für vernünftig und sinnvoll hält. Als sie vor ein paar Wochen zusammen mit dem polnischen Ministerpräsidenten Tusk als Rednerin zum traditionellen Matthiae-Mahl ins Hamburger Rathaus geladen wurde, sagte sie den anwesenden Honoratioren der Stadt nicht, dass sie in Hamburg geboren wurde. Es wäre ein wunderbarer Einstieg gewesen, aber sie sah den Zusammenhang zum angespannten deutsch-polnischen Verhältnis nicht.

Sie hat auch vor den Opel-Arbeitern in Rüsselsheim nicht Manfred Eggert erwähnt, den Opel-Händler aus ihrem Wahlkreis Rügen, in dessen Autosalon sie im vorigen Jahr eine Stunde verbracht hat. Ihre Reden sind schlicht und kühl, die Stenografen aus dem Bundeskanzleramt haben es nicht besonders schwer mit ihr. Manchmal müssen sie einen Satz auffüllen, den sie nicht zu Ende gebracht hat. Und manchmal verwendet sie Wörter, die es nicht gibt. Bei Opel in Rüsselsheim hat sie zweimal das Wort „Angang“ benutzt, der Stenograf hat „Ansatz“ draus gemacht. Denn das hat sie gemeint, wahrscheinlich.

Klaus von Dohnanyi saß im Hamburger Rathaussaal und wunderte sich, dass sie ihre Geburtsstadt nicht erwähnte, wunderte sich und freute sich zugleich.

„Sie ist die unprätentiöseste Politikerin, die ich kenne“, sagt er. „Die deutsche Politik muss dringend versachlicht werden. Angela Merkel ist ein Glücksfall. Ihr Ehrgeiz besteht darin, Deutschland vernünftig zu führen. Sie macht keine Sache, von der sie vorher weiß, dass sie nichts bringt.“

Er und seine Frau Ulla Hahn sind wahrscheinlich das, was man am ehesten als Freunde der Kanzlerin bezeichnen könnte, sagt man im Kanzleramt. Sie gehen zusammen in die Oper, in Konzerte, sie reden über Musik und Literatur. Dohnanyi sitzt in der Arbeitsetage seines schönen weißen Hauses an der Außenalster, auf dem Couchtisch Tee, Plätzchen und der aktuelle SPIEGEL.

„Darf der Staat Opel retten?“ ist die Titelfrage.

„Falsch gefragt“, sagt Dohnanyi, die Lider halb geschlossen. „Die Frage ist, ob er

fmk-foodfactory.de

Der perfekte Begleiter zu frischem Spargel!



Endlich Frühling! Zusammen mit den warmen Temperaturen hält die Lust auf leichte Gerichte Einzug in die Küche – und natürlich die Lust auf Spargel. Und was passt besser zum weltberühmten badischen Spargel als ein frischer, spritziger oder eleganter Weißwein aus Baden! Genießer freuen sich auf die Spargelzeit – und auf Badischen Wein.

www.badischerwein.de

BADISCHER WEIN
Von der Sonne verwöhnt



ANDREAS MÜHE

Merkels Wohnhaus in Berlin-Mitte: *Die Netrebko zum Borschtsch*

es kann. Wenn er es kann, darf er es.“ Er war jahrelang im Aufsichtsrat von Audi und hat, wie er sagt, viele gute Sachen für Ford getan, in den Fünfzigern. In den Dreißigern war er an der Leipziger Thomasschule, in den Achtzigern Erster Bürgermeister von Hamburg. Er ist Bonhoeffers Neffe, war Staatssekretär unter Karl Schiller und hat einen Yale-Abschluss. Hätte Angela Merkel im Frühjahr 1990 diesen Mann kennengelernt, wäre sie vielleicht in die SPD eingetreten.

„Ach was“, sagt Dohnanyi. „Alle guten Politiker sind in der falschen Partei. Ich bin es, Steinbrück ist es und Helmut Schmidt wohl auch. Alles Menschen, die ihre Aufgabe darin sehen, Probleme zu lösen, die Schwächen auch in der eigenen Partei sehen. Ich war immer froh, wenn meine Partei zu 51 Prozent recht hatte. Ich möchte eine starke CDU, ich kann Frau Merkel nicht wählen, weil ich seit 52 Jahren in der SPD bin. Aber ich wünsche ihr viel Glück.“

Er empfiehlt, ein euphorisches Porträt zu schreiben.

„Dann machen Se mal“, sagt Angela Merkel und lacht spöttisch.

Ihr Misstrauen ist grenzenlos. Und je mehr sie geliebt wird, desto misstrauischer wird sie. 52 Prozent aller Deutschen würden gern mit ihr in ein Café gehen. Sie lieben sie mehr als ihre Partei und mehr als den steifen Steinmeier sowieso. Die Autorin Jana Hensel, die vor ein paar Monaten ein „Zeit“-Gespräch mit Angela Merkel führte, testete vorher bei ein paar Freunden, wie das ankomme. Alle sagten ihr: Ach, die würde ich auch gern mal kennenlernen. Und ehrlich gesagt ging es ihr genauso.

Die Leute schauen auf sie wie auf die Queen. Sie hat den Dalai Lama ins Kanzleramt eingeladen und die Netrebko zum Borschtsch-Essen in ihre Wohnung. Und sie sind gekommen, beide. Bei der Eröffnung der Cebit sagte Arnold Schwarzenegger, der wahrscheinlich berühmteste Politiker der Welt, dass das deutsche Volk stolz auf diese Frau sein sollte. Sie sei die „most powerful woman in the world“. Außerdem gebe es sie jetzt auch als Barbiepuppe, ein sicheres Zeichen, dass man es geschafft habe.

Aber Angela Merkel schaute nach unten, sie wischte irgendwelche Staubflecken von den Hosen ihres Hosenanzugs.

Später, beim Abendessen, saß sie neben Arnold Schwarzenegger, der von weitem aussah wie ihr Bodyguard, und schien nicht so richtig zu wissen, worüber sie sich mit ihm unterhalten sollte. Sie interessierte sich mehr für Craig Barrett, den Verwaltungsratsvorsitzenden der kalifornischen Weltfirma Intel, der drei Plätze neben ihr, getrennt durch den niedersächsischen Ministerpräsidenten Christian Wulff und dessen junge Frau, plaziert worden war. Im Laufe des Abends tauschte sie Plätze mit den Wulffs. Frau Wulff kicherte mit Herrn Schwarzenegger, Herr Wulff saß stolz daneben. Angela Merkel aber redete mit Craig Barrett über die Zukunft der Welt.

Als das Essen vorbei war, lief sie los wie immer, gewohnt, das Zentrum der Bewegung zu sein. Aber das war an diesem Abend Arnold Schwarzenegger. Einen Moment lang merkte sie nicht, dass ihr niemand folgte. Dann blieb sie stehen und sah zurück zu den Dinnertischen, wo ihr Regierungssprecher und die Sicherheitsleute um Arnold Schwarzenegger herumstanden. Ein paar Gäste der Cebit fassten sich ein Herz und kamen näher, begannen sie zu fotografieren. Man musste jederzeit damit rechnen, dass sie sie gleich berühren würden. Für einen kurzen Augenblick war das dicke Glas gebrochen. In diesem Moment sah es aus, als habe sie Angst vor ihrem Volk.

Sie ist es einfach nicht mehr gewohnt. Jeden Quadratzentimeter deutschen Boden, den sie betritt, hat vorher schon jemand für sie abgeschritten. Die Sicherheitskräfte oder das Vorabkommando aus dem Kanzleramt. Als sie im vergangenen Jahr auf ihrer Bildungstour nach Ilmenau kam, um die Goetheschule zu besuchen, hatte das Kommando sogar einen grünen Kunstteppichweg ausgerollt, auf dem sich die Bundeskanzlerin den Schülern näherte, links und rechts des Weges wurden Absperrbänder gespannt.

Es gab Punkte, an denen die Kanzlerin haltmachen sollte, um mit Schülern ins Gespräch zu kommen, die vorher bestimmt worden waren. Es gab die Anweisung, alle Handys zu Hause zu lassen, und aus irgendeinem Grund sollten während des Besuchs der Kanzlerin keine Faxgeräte betrieben werden.

Ein Mann in einem kleinkarierten Jackett, der das Vorauskommando leitet, klebte einen kleinen weißen Punkt auf die Rasenfläche vor dem Schulgebäude. Dort würde später die Kanzlerin stehen, um in die Kameras zu sprechen. Es gab eine Schönwettervariante für das Gruppenfoto der Kanzlerin mit den Schülern und eine Schlechtwettervariante in der Turnhalle. Die Zentrale für die Sicherheit wurde im Sekretariat eingerichtet, im Büro des Rektors saßen ein Dutzend Einsatzkräfte. Das Vorauskommando war bereits Wochen vorher hier, um die Tauglichkeit der Goetheschule zu prüfen. Alles passte. Die Realität wurde so lange gesiebt, bis nur noch Goldstaub da war. Ein hübsches weißes Schulgebäude auf einem kleinen Hügel am Waldesrand, wie aus einem Mittwochfilm im ZDF.

Vor diesem Hintergrund sind nur winzige Ausbrüche möglich. Weil Angela Merkel an der falschen Stelle haltmachte, erfuhr sie vom Handy-Verbot, was sie furchtbar aufregte, weil sie das niemals verlangt hatte. Später beim Forum fuhr sie dem Rektor über den Mund, weil er eine Frage beantwortet hatte, die eigentlich seinen Lehrern gestellt worden war. Bevor sich alle beruhigt hatten, saß Angela Merkel schon wieder im Auto zum Helikopter, mit dem sie zum nächsten Stopp ihrer Bildungsreise flog, einem Berufsausbildungszentrum in Ludwigshafen. Das Vorauskommando aus dem Kanzleramt überwachte den Rückbau seiner Inszenierung und nahm dann den Nachmittagszug nach Berlin.

Angela Merkel weiß, dass sich die Dinge verselbständigen können, ist aber grund-

Jeden Quadratzentimeter deutschen Boden, den sie betritt, hat vorher schon jemand für sie abgeschritten.

sätzlich dankbar für einen reibungslosen Ablauf.

Sie erzählt, wie sie als Oppositionspolitikerin mal eine Soldatenunterkunft im Kosovo ohne Vorabkommando besuchte. Fotografen und Kameraleute sprangen auf den Betten herum und fotografierten sie ungeschützt. Sie stammelte und starrte, und später wurde ihr noch vorgeworfen, dass sie dort drin ein Chaos verursacht habe. Es war ein legendärer Auftritt. Das soll ihr nie wieder passieren. Angela Merkel macht jeden Fehler nur einmal, sagt jemand aus dem Kanzleramt. Sie will natürlich Kontakt, aber sie will auch die besten Bilder. Im gerade erschienenen Bildband ihrer Lieblingsfotografin Laurence Chaperon sieht man sie in so inszenierten Landschaften und Farben, dass sie mitunter wirkt wie Kim Il Sung.

Jemand, der seit Jahren an ihren kleinen und größeren Runden teilnimmt, sagt, dass sie die einzige Spitzenpolitikerin sei, die man kritisieren könne. Sie höre zu, nicke, aber die Kritik erreiche sie nicht. Teilweise mache sie anschließend das Gegenteil von dem, was man ihr geraten habe. Sie sei eine Riesenenttäuschung. Sie habe sich völlig abgekapselt.

Auch Jürgen Kluge, ihr Beinah-Freund, weiß, dass es manchmal schwer ist, sie zu erreichen. Kurz vor den letzten Bundestagswahlen hat er sie angerufen und ihr gesagt, dass ihr Wirtschaftskurs die Wähler verunsichere. Sie müsse die Leute mehr mitnehmen, sagt er. Sie konnte kaum zuhören, sie war auf dem Weg von einem Wahlkampfauftritt zum nächsten.

Er riet ihr, ein, zwei Tage freizumachen und Luft zu holen.

Ich kann das nicht, sagte sie, ich muss weiter.

Geschichten wie diese erzählen viele Menschen, von denen es heißt, sie seien Angela Merkel nahe. Alice Schwarzer, Oliver Bierhoff, Klaus von Dohnanyi, sie alle sagen an irgendeiner Stelle: Na ja, sie hat natürlich auch nicht mehr so viel Zeit, seit sie Kanzlerin ist. Wann ich sie das letzte Mal gesehen habe? Oh, da muss ich überlegen. Andere sagen, sie erscheine in Berlin auf allen möglichen gesellschaftlichen Partys und bleibe oft bis zum Schluss. Es klingt, als falle sie seit vier Jahren in einen Brunnen, der keinen Boden hat.

Sie kämpft dagegen an, mit teilweise rührenden Methoden. Einmal wöchentlich geht sie in ihre alte Kaufhalle, den Ullrich Verbrauchermarkt in der Mohrenstraße. Manchmal macht sie den großen Einkauf, manchmal ihr Mann. Es ist nicht immer einfach wegen der Sicherheitsleute, aber es ist ihr wichtig. Sie möchte auch den Wagen selbst schieben. Bis zum Auto.

Helga Marquaß, die Chefkassiererin der Kaufhalle, sagt, dass Frau Merkel so unauffällig wie möglich durch die Gänge laufe. Meist schaue sie nach unten. Professor Sauer rede schon mal mit ihnen, wenn er das Obst nicht finde oder das Manhattan-Eis alle sei. Frau Marquaß nennt ihn „unseren Herrn Sauer“. Wenn Angela Merkel in die Oper geht oder in ein Restaurant, lässt sie für die Sicherheitsleute Plätze reservieren und sagt ihnen ein halbe Stunde vorher Bescheid, damit sie keine Zeit mehr haben, die Lokalitäten vorher auf den Kopf zu stellen. Es ist ein ständiger Kampf um Normalität.



FOTOS: ANDREAS MÜHE; RÜDIGER NEHMZOW (U. M.)

Merkel-Gesprächspartner*: *Wie auf einem ganz normalen Abendessen*

Warum wollte sie eigentlich Kanzlerin werden?

„Ich wollte was gestalten, also, es ist der Gestaltungsanspruch“, sagt sie. „Es macht mir Spaß, Leute zusammenzuführen, Ergebnisse zu finden.“

Würde sie es noch mal machen?

„Natürlich“.

Schläft sie gut?

„In der Regel schon. Manchmal wache ich nachts auf und denke mir Sachen durch.“

Ihr Vater Horst Kasner ist mit seiner Familie 1954 aus Hamburg in den Osten gezogen, weil er dachte, dass er als Pfarrer dort eher gebraucht würde. Er hat Angela Merkel in einem Körbchen in die DDR getragen. Sie hat den Preis dafür bezahlt und auch ihre Mutter, die als westdeutsche Latein- und Englischlehrerin in die Uckermark musste, wo Russisch die erste Fremdsprache war. Kasner baute das Pastoralkolleg Templin auf und hatte auch das Leben seiner Tochter geplant. Sie schien immer wieder ausbrechen zu wollen. Als alter Mann beklagte sich Kasner, dass sie mache, was sie wolle. Aber am Ende hat sie doch noch seinen Weg eingeschlagen. Sie dient.

Sie will kein Buch über sich, sie will kein Gemälde, sie will keine großen Reden halten, sie will allein einkaufen gehen. Das Präsidium des Vertriebenenbundes hat sie zu ihrem Geburtstag zum Essen eingeladen, weil ihr die Vertriebenenfrage so wichtig ist. Vielleicht wichtiger als sie selbst. Den Pflaumenkuchen, von dem immer alle reden, isst sie nicht. Sie mag keinen Kuchen. Sie backt ihn, weil er ihrem Mann schmeckt.

In den letzten Tagen lief sie durch die westdeutsche Kunstausstellung „60 Jahre – 60 Werke“ mit der gleichen königlichen Distanz wie durch den ostdeutschen Stasi-Knast Hohenschönhausen. Beides hatte scheinbar nichts mit ihr zu tun. Nur am Ende ihres Besuchs in Hohenschönhausen, nachdem sie von ehemaligen Häftlingen durch Folterräume und Verhörzimmer geführt worden war, meldete sich aus dem lila Kostümpanzer die Stimme eines Mädchens, die erzählte, wie Angela Merkel an der Hochschule in Ilmenau von der Stasi angesprochen wurde und denen sagte, was ihr ihre Mutter mit auf den Weg gab: Du kannst doch den Mund nicht halten. Doch dann musste die Kanzlerin weiter zum König von Jordanien, und am nächsten Tag klangen die Worte seltsam naiv. Man kann sie sich nicht mehr vorstellen in einem anderen Leben. Und daran hat sie hart gearbeitet.

Sie überzieht alles Persönliche, das protestantische, ostdeutsche und weibliche, mit einer Asphaltschicht wie das alte Katzenkopfpflaster auf dem Feldweg in Hohenwalde, um voll und ganz Kanzlerin sein zu können. Ihre Wohnung, sagt jemand, der sie dort mal besucht hat, gleiche einer Studentenbude. Ein metallicfarbener CD-Player auf dem Fußboden, um den ein paar CDs herumliegen. Ein Resopaltisch, Kunstholzstühle. Ein Poster an der Wand. Schmucklos, unpersönlich und asketisch.

Und wenn man sie nach der Schuhmarke fragt, die ihr Alice Schwarzer mal empfohlen hat, zuckt sie mit den Schultern und sagt: „Festes und schönes Schuhwerk bringt einen gut durch den Tag.“

Ein wunderbarer Satz. Leider nimmt sie ihn später zurück wie fast alles, was sie zu menschlich erscheinen lässt.

Einmal hat sie versucht, über den Küchenfahrstuhl des Kanzleramts auszubrechen. Es war der einzige Weg hinaus, der nicht mit Kameras bewacht wurde. Sie kam bis in die Tiefgarage. Da standen sie mit den Hunden. ◆

* Supermarktkassiererin Helga Marquaß, Politiker Klaus von Dohnanyi, Herausgeberin Alice Schwarzer, Fußball-Manager Oliver Bierhoff, Manager Jürgen Kluge, Unternehmer Manfred Eggert.